
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 46. Bromberg, den 5. Juni 1924.

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(Schluß.)

Sie waren bei der Umfassungsmauer angekommen. Die ganze Garnison der Insel, die Mannschaft des Kriegsschiffes war ausgerückt, und rechts und links, im Abstand von 40 Schritten, stand eine Doppelmauer von Soldaten mit geschultertem Gewehr. Durch eine Lücke in der Mauer war der Blick auf die Bucht offen. Zwei stämmige Männer standen da vor einem kleinen Boot. Auf der Erde vor ihnen lag ein großer Sack. Da kam sein toter Körper hinein und wurde in die See versenkt.

Vor ihm, dreißig Schritte entfernt, stand der Götze. Höhnisch blickte er auf ihn. Zu Füßen des Götzen standen sechs Mann mit geschultertem Gewehr.

Nun trat der japanische Offizier, der ihn geführt, von ihm weg und rief ein Kommando. Die sechs Soldaten rissen die Feuerwaffe von der Schulter. Zwei Mündungen blickten drohend in seine Augen, vier waren auf seine Brust gerichtet — ein Säbel blitzte — er sah aus allen Gewehrmündungen das Feuer aufzucken. Rauch stieg auf und verdeckte das steinerne, drohend blickende Antlitz des Gottes.

Er hörte keinen Knall. Ein heftiger Schmerz durchriß ihn, er hätte nicht sagen können, was ihn schmerzte — es wurde ihm schwarz vor den Augen, ein Zentnergewicht legte sich auf seine Brust, er fühlte, wie er in sich zusammensank. Noch einen Versuch machte er, Luft einzuziehen, wobei ihm, wie ganz von ferne, wie ein leiser, verhallender Hauch, das Endchen des Gedankens kam, es werde ja doch nicht gehen, es sei alles aus. . . . .

Das Dunkel vor seinen Augen wandelte sich in düsteres, blutiges Rot, von Rauchwolken durchflogen, leicht holte er Atem, ein unendliches Wohlgefühl durchrieselte ihn, die Rauchwolken teilten sich vor dem Angesicht des Gottes, der die Lippen öffnete und sagte: „Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Glauben Sie jetzt?“

Verwirrt blickte Wieser ihn an. Er schaute dicht vor sich das Gesicht, an das er stets gedacht hatte, ohne es sich genau ins Gedächtnis zurückrufen zu können, das Gesicht des Inders. Es war wie damals im Philosophenzimmer des Geheimrats. Da saß der Engländer, dort die Berühmtheit aus den illustrierten Blättern, daneben der alte Soldat mit dem Morphinisten, schließlich die beiden Russen.

„Wir brauchen nicht nach Arabien zu gehen“, erklärte der Morphinist. „Auch in der deutschen Literatur finden sich ähnliche Dinge.“

„Ein Traum, ein Leben, von Grillparzer“, meinte der Professor.

„Nein. Das ist ein Traum. Aber ich erinnere mich dunkel eines Gedichtes von Chamisso, der einen Bettelmönch, während er an der Schwelle eines Magiers das Stundenglas hält, in einem Moment eine märchenhafte Karriere durchleben läßt. Er wird Bischof, Kardinal, Papst.“

„Ich kenne das Gedicht“, erklang jetzt die Glockenstimme des Inders. „Das, was da vom Dichter geschildert wird, ist eine gewöhnliche Gaukelei, eine Suggestion. Denn, merken Sie wohl, wie erwachte der Mönch aus seiner Einbildung, Papst zu sein? Er erhält einen Backenstreich und steht auf der Schwelle seines Vetters als Bettelmönch mit dem Stundenglas in der Hand. Ob Backenstreich, ob Anhauchen — alte, längst bekannte Mittel, jemanden aus der Hypnose ins alltägliche Leben zurückzurufen.“

„Und Ihr Zwischenleben“, fragte der Professor, „wie endet das?“

„Wie jedes Leben endet. Mit dem Tode. Der Fischer, von dem das arabische Märchen erzählt, ertrank im Fluß. Nun setzt das Leben, das er früher lebte, wieder ein. In derselben Situation, die er verlassen, als er in das andere, in das frühere oder das spätere Leben übertrat. Weiß denn einer von Ihnen, meine Herren, was nach dem Tode kommt? Der Sultan hat es erlebt; ihm gewährte einer der wenigen Wissenden durch seine Kunst, daß ihm eines seiner Leben auch in einem anderen Leben in Erinnerung blieb.“

Mehr hörte Wieser nicht. Er stützte den Kopf in die Hand und versuchte mühsam, sich zu orientieren. Er befand sich, ein Zweifel war nicht möglich, im Philosophenzimmer des Geheimrats. Er hielt eine Sumatra-Zigarre in der Hand, die halb ausgeraucht war. Aber er war doch vor einigen Augenblicken von japanischen Soldaten ein Jahr nach seinem Besuch beim Geheimrat auf einer namenlosen Klippe des Stillen Ozeans erschossen worden. Und nun war er in Berlin und hörte ein Gespräch, das er schon einmal gehört?! Wort für Wort.

Es war, um verrückt zu werden.

Auch damals hatte ihn der Inder gefragt: „Glauben Sie jetzt?“

Nur ruhig überlegen! Das Verrückteste für möglich halten!

Sollte er die Erklärungen des Inders für richtig halten? Ja, jetzt entsann er sich. Er hatte gezweifelt, hatte den Mann herausgefordert. Hatte ihn höhnisch gefragt, ob er um einen Kübel Wasser schellen solle. Diese Herausforderung hatte der Mann, ein Meister der Hypnose, angenommen und ihn mit dem Aufblitzen des Lichtes eines Taschenfeuerzeuges . . .

Unsinn! Er, Wieser, war kein hypnotisches Medium. Bewährte Kenner des Faches hatten versucht, ihn zu hypnotisieren, es war nie gelungen.

Wie er von der japanischen Klippe hierher kam, nach Berlin, wußte er nicht. Aber an den Weg von Berlin zur Klippe erinnerte er sich genau. Über ein Jahr war das. Er hatte seither wissenschaftlich Großes geleistet, hatte dabei den kleinen Finger der linken Hand . . . .

Er hob die Linke in Augenhöhe. Der kleine Finger saß daran, als ob er ihn nicht selbst abgeschnitten, als ob er nie gefehlt hätte.

Ja, zum Teufel, in welcher Zeit lebte er denn?! Hatte er, wie jener arabische Sultan aus dem Märchen . . .?

Wie hatte der Inder gesprochen? Was konnte ein solches Leben bedeuten? Dreierlei. Ein vergangenes, ein zukünftiges und schließlich ein Leben, das man leben würde, ginge man rechts anstatt links.

Vor allem die Zeit feststellen, in der er sich jetzt befand! Das Datum des Tages, das man eben schrieb!

Jetzt tönte der Gong, der zum Souper rief. Die Herren erhoben sich in lebhafter Wechselrede. Wieser folgte stumm. Nun kam er an einem Diener vorbei, dem eine Zeitung aus der Tasche blickte. Er blieb vor ihm stehen.

„Haben Sie das heutige Abendblatt?“

„Bitte, mein Herr, da ist es.“

Die Zeitung trug das Datum des 20. April 1922, des Abends, den er beim Geheimrat zugebracht. Er hatte sich

von hier gar nicht entfernt. Er hatte also das Souper, er hatte seine Expedition nach Japan mit all den Begleiterscheinungen bloß geträumt.

Er setzte sich zu Tisch und aß und trank mechanisch. Er hatte die dunkle Erinnerung, dieselben Personen auf denselben Sitzen, dieselbe Speisefolge und dieselben Weine schon an sich vorüberziehen gesehen zu haben. Aber das war so lange her, es konnte auch Täuschung sein.

Aber so lebhaft träumt man doch nicht. Nicht so folgerichtig. Nacht war auf Tag gefolgt, wie im Leben, Tag auf Nacht. Er hatte geschlafen in seinem Traum, er hatte in diesem Schlaf geträumt! Das gibt es doch nicht! Er hatte japanische, er hatte deutsche Zeitungen in der Hand gehabt von späteren Zeiträumen, er hatte vom Tode der illustrierten Person, des Professors, gelesen.

Er ging nachdenklich ins Philosophenzimmer zurück, wo er beim Schwarzen und bei der Zigarre weiter sann.

Ein Traum war es nicht. Es war trotz allem Hypnose. Und was er da geschaut und zu erleben geglaubt, es war nicht wirklich, nicht wahr. Er hatte doch selbst der japanischen Exzellenz wenige Augenblicke vor seinem gewaltsamen Tode gesagt, sie lebe gar nicht, sie bilde sich nur ein, zu existieren, und der Japaner hatte ihm mitgeteilt, er sei eine Traumblase Buddhas, die aufhören werde, wenn ....

Ja, war er denn wirklich schon verrückt?

Jetzt lebte er sein wirkliches Leben, in Berlin. Das andere war eine sinnlose Suggestion, hervorgerufen von einem asiatischen Gaukler. An diesen Gedanken mußte er sich klammern. Das Ganze ist nicht wahr.

Doch was war das? Japanische Worte schlugen an sein Ohr. Wer sprach japanisch in diesem Kreise?

„Er hat 50 000 Mark bei sich", hörte er den einen Russen sagen.

„Dann dürfen wir ihn nicht aus den Augen lassen", meinte der andere.

Die Russen sprachen japanisch? Von wem sprachen sie? Augenscheinlich bereitete sich das Verbrechen vor, von dem er in Japan gelesen, der Mord an dem Professor.

Die beiden Herren erhoben sich, der alte Soldat trat zu ihm. „Sagen Sie, Herr Doktor, was für einen Eindruck haben Sie von den beiden russischen Herren?"

„Den denkbar schlechtesten, Herr Oberst. Ich hörte einige japanische Worte — sie ahnen augenscheinlich nicht, daß hier jemand japanisch spricht — die mir schwere Besorgnisse für unsern Professor einflößen."

„Was sagten sie?"

„Er hat 50 000 Mark bei sich. Wir dürfen ihn nicht aus den Augen lassen."

„Oho!" rief der alte Soldat. „Da muß ich dabei sein."

Er ging zur illustrierten Persönlichkeit, faßte sie unter dem Arm und erklärte: „Kommen Sie Professor, Sie gehen mit mir."

„Unmöglich, Herr Oberst", sagte dieser. „Ich habe mich mit den beiden Herren da verabredet. Wir haben denselben Weg."

„Die Herren werden schon verzichten müssen. Denn ich habe mit Ihnen zu sprechen."

„Nun? Kommen Sie, Herr Professor?" erkundigte sich der eine Russe höflich. „Wir gehen."

„Der Herr Professor geht mit mir", entschied der alte Soldat.

„Aber warum denn?" frug der andere Russe.

„Ich verstehe Ihre Dringlichkeit nicht, meine Herren", meinte der Oberst. „Wenn Sie indessen eine Aufklärung wünschen — nun denn: es verstehen auch andere Leute im Zimmer hier japanisch."

Das genügte. Die beiden Russen verbeugten sich und gingen. Wieser atmete erleichtert auf. Also hatte er doch verhindert, daß ....

„Ja, zum Teufel, glaubte er, oder glaubte er nicht?

Nun schlug eine Glocke. Erst vier-, dann fünfmal.

Jetzt kam Frau Hertha und holte ihren Mann.

Er hielt an sich, daß er ihr nicht vor all den fremden Leuten um den Hals flog. Wie hatte er sich gesehnt, wie nach ihr gebangt!

Sie entfernten sich rasch und gingen Arm in Arm in den dämmernden Morgen hinein.

Sie schwiegen. Es war derselbe Weg, den sie in seinem Traum, in dem Leben gegangen, das ihm der Inder suggeriert hatte. Und schmerzlich fast zuckte er zusammen, als sie genau an der Stelle wie damals, als sie an einer Laterne vorbeikamen, an ihn die Frage stellte: „Willst du den Posten im Sanatorium annehmen, Fritz?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich möchte schon. Aber wer soll denn dann die Lady Palmer operieren? Der Schiffsarzt kann es nicht, er hat keine Ahnung von der operativen Chirurgie. Die drei Tage aber bis Alexandrien kann sie es nicht aushalten. Und es wäre schade um die reizende, liebenswürdige Frau."

„Was für eine Lady Palmer? Wovon sprichst du, Fritz?"

„Aber ich habe dir das doch genau und ausführlich von Alexandrien aus geschrieben."

„Du hast mir von Alexandrien aus geschrieben?" frug Frau Hertha erstaunt. „Wann warst denn du in Alexandrien?"

Herr Gott! Was redete er da zusammen? War die Suggestion so lebendig in ihm, daß er sie mit der Wirklichkeit verwechselte? Mußte man ihn nicht für verrückt halten, wenn man ihn so sprechen hörte?

Eben wollte er antworten, da ertönte ein Hupensignal hinter seinem Rücken. Ein großes, rotes Auto fuhr in Wellenlinien die Straße lang, die sie gingen. Mit schmerzhaftem Druck preßte Wieser den Arm seiner Frau an sich: „Du, Hertha, wenn das Auto dort an die Mauer anfährt, wenn der Schlächter Bröſike, der am Volant sitzt, sich das Genick dabei bricht, seine Frau verrückt wird und seine Tochter einen Bruch des linken Schienbeines erleidet — dann soll mir das ein Zeichen sein."

Es war wie im Kino, wenn man denselben Film zweimal hintereinander sieht. Dieselben Personen, dieselben Bilder, dieselben Risse und Fehler in der Platte. Erst streifte das Auto die Mauer, dann nahm es den Bogen zu kurz, und dann folgte in fast schmerzender Übereinstimmung Bild für Bild, Wort für Wort. Die Explosion, die Leute aus dem Nachtkaffee; es fand sich sein dankbarer Patient, dem er vor Jahren den erkrankten Wurmfortsatz herausgeschnitten, „feine Sache, in einer Woche war ich aus der Klinik draußen", die Apotheke mit dem verschlafenen Provisor, die dicke Dame, welche fortwährend rief: Bröſike habe es, Bröſike könne es zahlen; es kam das Rettungsauto mit dem Kollegen, der Schutzmann mit dem wichtigen Gehaben — alle spielten sie die Rollen, die fest in Wiesers Gedächtnis eingegraben waren, mit einem Ernst, mit einer Überzeugung und dem sichtbarlichen Bewußtsein, diese Situationen noch nie erlebt zu haben, daß es ihn, den Wissenden, der alles schon mitgemacht, fast komisch anmutete.

Endlich war die Sache erledigt, die beiden Damen ärztlich versorgt und ins Rettungsauto gebracht. Wieser trat auf die Straße, seine Frau, die ins Nachtkaffee geflüchtet, faßte ihn am Arm: „Du, Fritz, woher wußtest du, daß in dem Auto der Schlächter Bröſike saß, daß er sich das Genick brechen werde und seine Tochter den Fuß?"

„Ach, Kind, das ist eine lange Geschichte. Das werde ich dir später alles ganz ausführlich erzählen."

„Ja, wann denn nur? Jetzt gehen wir ins Quartier schlafen, dann gehst du in die japanische Botschaft, und ob du unter den Reisezurüstungen die Zeit finden wirst ...."

„Ich reise nicht, Hertha. Ich bleibe bei dir in Deutschland. Es ist mir ein Licht aufgegangen."

—: Ende. :—

Neuer Frühling.

Skizze von Lita Wolff.

Die kleine Bergstadt träumte ihren Frühlingstraum. Wie flüssiges Silber tropfte das Mondlicht von den weißschimmernden Obstbäumen, so daß es schien, als ob kalter, weißer Schnee statt leis duftender Blüten darauf lag.

Ines stand am Fenster und lauschte in die warme Frühlingsnacht hinaus. Und ein Bild wurde in ihr lebendig — ein Erinnern wachte auf — —

An diesem Fenster hatte sie auch einst gestanden wie heut, aber damals war es kein Blütenschnee — damals war es wirklich tiefer Winter gewesen. Wie genau sich Ines des Tages entsann — eingebrannt in Herz und Seele war jene Stunde vor zehn Jahren. Ihr zwanzigster Geburtstag war es gewesen und just an diesem Tage hatte sich die schwere Eichentür der Villa Ventusen hinter Fred Rockmann mit einem dumpfen Schall für immer geschlossen. Er war durch den tiefen Schnee des Vorgartens gestapft, ohne sich umzublicken, denn sonst hätte er Ines am Fenster stehen sehen, wie sie mit eiskalten Fingern den Messinggriff umklammert hielt und ihm mit schreckensweiten Augen nachstarrte. Das hatte sie nicht gewollt — nein — das nicht! Und als sie reglos stand und sein Gehen nicht begreifen konnte, da war ihr ein altes Gedicht aus Großmuttels Sammlung eingefallen: „Es war ein Jeder nur gering, ich sagte trotzig: „Geh!" Er ging. Er wird schon wiederkommen!" Aber er war nicht wiedergekommen. Und Ines schaute auf die wirbelnden Flocken, wie sie allmählich seine Spur — seine letzte Spur im Schnee — verwischten.

Jahrelang hörte sie noch manchmal nachts das leise Rasseln seines Degens auf den Steinfliesen im Flur — hörte sie das schwere Zuklappen der Tür. Und jedesmal ging es wie ein Aufschrei durch ihre Seele.

Und immer wieder war es das alte Lied, das ihr nicht aus dem Sinn kam. „Ihr Winde geht mir frei den Fluß und bringt dem Liebsten meinen Gruß.“ Wo aber sollte ihr Gruß ihn erreichen? Seine Spur war verwischt, wie die Fußstapfen im Schnee. — Niemand wußte etwas oder wollte etwas wissen. Die Kameraden sagten, er sei nach Afrika gegangen. Und als sie die Adresse endlich durch einen Zufall erfuhr, da war es zu spät, zu schreiben und um Verzeihung zu bitten. Nun konnte, nun durfte sie es nicht mehr tun, denn ihr Vater hatte durch eine unglückliche Spekulation bis auf einen kleinen Rest sein ganzes Vermögen verloren. Mußte Fred Rockmann nicht denken, jetzt trieb sie die Not zu ihm zurück? —

Da hatte sie eine Stellung als Gesellschafterin angenommen. Und nun waren die Jahre des Leides gekommen. Der Vater hatte ihr den Bruch mit dem Verlobten nie verziehen. Er wußte ja nicht, wie bitter Ines selbst darunter litt, wie sie ihre Seligkeit verkauft hätte für ein Liebeswort von Fred Rockmann. Ach — ihr Trotz war längst dahin, ihre Liebe hatte ihn schon nach kurzer Zeit besiegt. Niemals kam ein Lebenszeichen von ihm. Da glaubte sie sich endlich vergessen und sargte alle Träume und Hoffnungen ein.

Vater und Bruder raubte ihr der Weltkrieg. Nun lebte sie wieder einsam mit der Mutter in ihrer kleinen Bergstadt in der Nähe der einstigen Garnison Fred Rockmanns. Die Jahre schlichen — — —

Auf Wunsch der Mutter folgte sie dann endlich dem reichen Fabrikbesitzer als seine Frau nach Berlin. Er hatte sie auf einer Wanderung im Bodetal kennen gelernt und sich in das ernste, blonde Mädchen verliebt. Das war nun sechs Jahre her. —

Und nun war wieder einmal Frühling im Land, und die Welt stand in Duft und Glanz und Blüten.

Die einsame Frau am Fenster schauerte leise zusammen. Frühling! Ach — auch dieser würde vergehen wie all die andern, wie einst ihr eigener Liebesfrühling. Jahr reihte sich an Jahr, keines brachte ihr das verlorene Glück zurück —

Irgendwo schluchzte eine Nachtigall ihr sehnsüchtiges Lied in die warme Mondnacht hinaus. Da fielen helle Tropfen auf verschlungene Frauenhände. „Er aber kam nicht wieder.“

Der nächste Tag war ein Sonntag mit einem blauen Frühlingshimmel, mit Sonnengold und Veilchenduft.

Die Gartenwege vor der Villa Ventusen waren neu mit hellem Kies bestreut, alle Beete prangten im Schmuck leuchtender Tulpen und Hyazinthen. Die weiße, schlanke Birke im frischen grünen Lenzkleide zitterte leise wie in Erwartung.

Weit auf standen die Flügeltüren zum Flur, das Sonnenlicht lag strahlend auf den gemusterten Fliesen. Am Tisch stand die alte Rieke und ordnete in dem dickbäuchigen Steinkrug Blumen, Tannenzweige und Birkengrün. Da betrat ein Fremder den Flur und nahm den Hut von dem ergrauten Haar.

„Grüß Gott! Kann ich wohl Fräulein Ines Ventusen sprechen?“

Die Alte lachte, und das kam ihm noch seltsamer vor, als er die Antwort vernahm:

„Nä — dat geiht nich — dat Freilein Ines is all lang doot — da is bloß noch die jung Fru Doktorn Langhans — die lebt noch.“

Tief erblaßt trat Fred Rockmann näher.

„Fräulein Ines — ist — tot?“ stammelte er tonlos.

„Was gibt's denn Rieke, ist jemand da?“ rief eine helle Stimme von drinnen.

„Ja — en ollen Härr fragt nach Freilein Ines, ich segg em äben, dat die all lang doot is.“

„Aber Rieke! Dein alter Witz, laß das doch, was soll der Herr denken!“ und damit trat Frau Doktor Ines Langhans über die Schwelle und stand mitten in dem breiten, funkelnden Sonnenstreifen. Einen Moment starrten sich die beiden Augenpaare an, dann flüsterte sie bebend: „Fred — du? Sie? Woher kommen Sie?“

Wortlos folgte er ihr ins Freie, denn die Zimmer schienen ihr zu enge für dies Wiedersehen nach zehn endlosen Jahren.

Der große Ventusensche Garten, der einst zu dem Klostergute gehört hatte, stieg sanft bergan. Er lag hinter der uralten, hohen Steinmauer, die oben auf ihrem breiten Rand mit gelbleuchtendem Hasenfuß, blauer Männertreue und allerlei anderem, blühenden Unkraut überwuchert war. Und so sproßte es auch auf allen Wegen, denn hier hinten in ihrem eigensten Reich ließ Ines alles wachsen, wie es die Natur wollte. Die Obstbäume blühten in verschwenderischer Fülle. Die knorrigen Apfelbäume zart rosa überhaucht — die Kirschbäume mit schneeigen Brautschleiern behängt. Ein Summen war in der Luft von all dem Bienen- und Käfervolk — Vogelstimmen riefen und lockten — — Ein jubelndes Auferstehen ringsum.

Die beiden Menschen blieben wie lauschend stehen.

„Und nun bist du verheiratet,“ sagte er langsam, und ein schmerzliches Zucken ging um seinen Mund.

„Ich war es, Fred — —“ Er horchte auf und ein Leuchten kam in seine Augen. „Ines!“ Wie unterdrückter Jubel klang das. Er faßte nach ihrer Hand. „Nein, Fred — unsere Wege trennen sich dennoch für immer, ich bin eine geschiedene Frau.“

„Du? Was tat er dir zuleide?“

„Das erspare mir, Fred, gelitten habe ich genug. Aber eins blieb mir — mein geliebter Junge. — Fred! Fred!“ rief sie mit einer Stimme, die ihr nicht gehorchen wollte. Und da schrie es jubelnd aus dem nächsten Busch: „Mutti, Mutti, ich habe ein Eichkätzchen gesehen — eben kletterte es hoch!“ Und ein etwa Vierjähriger kam mit wehendem blonden Krausshaar und glühenden Bäckchen angesprungen, hinterher kläffend zwei braune Teckel.

„Gib dem Onkel die Hand, Fred.“ Sie strich ihm die Löckchen aus der heißen Stirn. Er gehorchte und machte seinen kleinen Diener. Da hob ihn Fred Rockmann empor und drückte den Kinderkopf an sich.

„Fred heißt du, kleiner Mann? Ja — so heiße ich ja auch — ist das nicht merkwürdig?“ Seine Augen, die plötzlich einen seltsamen Schimmer hatten, suchten den Blick der jungen Mutter. Ihr war ein leichtes Rot ins Antlitz gestiegen. „O du —!“ sagte er da leise und zärtlich, nahm mit der freien Rechten ihre Hand und küßte sie.

Und wie sie so standen mitten im Frühlingsglanz und Blütenduft, da fingen die alten, bald tausendjährigen Glocken des Cyriakidoms zu schwingen an. Sie riefen die Gläubigen zum Gottesdienst. Es schien Ines, als hätten diese Glocken, die sie doch seit der Kindheit Tagen kannte, noch nie in dieser Herrlichkeit — fast wie mit einem jauchzenden Unterton — geklungen — als hätte sie noch niemals die Stimmen dieser ehernen Zungen so begriffen wie heute.

Und plötzlich konnte Ines sprechen. Sie nahm ihm den Jungen ab, der sofort davon sprang, und dann hob sie mit einem tiefen Seufzer wie tastend die Hände an die Schläfen — wie gut er die Bewegung noch von früher kannte — —

„Wenn du mir doch verziehen hattest, Fred, weshalb schriebst du mir nie? Oh — wie hab' ich gebangt und geharrt — wie habe ich bitter gebüßt zehn lange Jahre!“ Und alles brach heraus aus diesem Frauenherzen — alles Leid — alle Qual — aus diesem Herzen, das trotz allem noch immer ein Wunder erhofft hatte.

„Ich schrieb dir ja so oft, mein Lieb, heimkehren durfte ich ja nicht. Und als ich es endlich gekonnt hätte, da war es unmöglich, meine Farm brauchte den Herrn. Aber nun bin ich da, Geliebtes, nun hole ich dich und den Jungen zu mir herüber.“ Noch immer brausten die Glockentöne über die kleine Harzstadt. Hell wie das Zeichen der Verheißung glänzten die beiden goldenen Kreuze auf den Türmen des Doms. „Nun soll es auch in uns wieder Frühling werden, meine Ines.“

„O Fred — in mir halten alle Blüten seit zehn Jahren ihren Winterschlaf —“ Schmerzlich lächelte ihr Mund.

„Ich küsse sie wach! Und alles muß für mich blühen!“ Fast übermütig klang es. Da reichte sie ihm beide Hände. Mit einem leisen Jubellaut preßte er sie an sich und küßte sie wie einst. Und die Glocken sangen den Frühling und neuerblühte Liebe in die Lande hinaus.

Einbildung, die tötet.

Für die überraschende Tatsache, daß die bloße Einbildung töten kann, werden in einer englischen Zeitschrift erstaunliche Beispiele angeführt. So war ein Schaffner auf der sibirischen Eisenbahn zufällig in einem Kühlraum eingeschlossen worden, der sich in dem Zuge befand. Als bei der Ankunft des Zuges der Kühlraum geöffnet wurde, fand man den Körper des Mannes steif und kalt auf der Erde liegen und stellte seinen Tod fest. Mit Kreide hatte er an die Wände eine erschütternde Schilderung der Leiden geschrieben, die ihm die furchtbare Kälte bereitet, und zuletzt stand mit versagender Hand hingekritzelt: „Ich sterbe, lebt wohl!“ Zu ihrem grenzenlosen Erstaunen stellten aber die Auffinder der Leiche fest, daß die Temperatur in dem Kühlraum vollständig normal war, und zwar infolge eines Fehlers in dem Kühlapparat.

Eine andere Tragödie ereignete sich vor kurzem in Paris. Ein Kunstschüler im Quartier Latin hatte seine Kollegen so geärgert, daß sie ihm einen gehörigen Denkzettel zu erteilen beschlossen. Er wurde vor einen Gerichtshof geführt und zum Tode verurteilt. Man trieb den Spaß noch weiter, indem man das Opfer in ein mit schwarzen Tüchern verkleidetes Zimmer führte, in dem ein maskierter Henker mit einem blitzenden Beile neben einem Block stand. Dem Verurteilten wurden die Augen verbunden;

man zwang ihn, seinen Kopf auf den Block zu legen, und dann ließ der Henker ein nasses Handtuch auf seinen Nacken herniedersausen. Dann herrschte einen Augenblick tiefe Stille, bis Gelächter und Gejohle losbrach. „Jetzt wollen wir ihn auch noch begraben!“ rief einer; aber als man das zusammengebrochene Opfer aufheben wollte, fand man, daß es — wirklich tot war. Der Schreck hatte den Unglücklichen getötet.

Vor einigen Jahren führte ein englischer Arzt einen interessanten Versuch durch. Er erklärte einem zum Tode Verurteilten, daß er dadurch hingerichtet werden würde, daß man ihm die Halsader öffne und ihn sich verbluten lasse. Der Verurteilte wurde mit verbundenen Augen auf einen Tisch gelegt und dann Wasser tropfenweise in ein darunter aufgestelltes Gefäß geleitet. Das Versuchsobjekt glaubte, daß die Wassertropfen, die in das Gefäß fielen, sein Blut darstellten. Nach fünf Minuten wurde er von dem Tisch heruntergehoben und war tatsächlich tot.

Bei einem anderen derartigen Versuch wurde ein zum Tode Verurteilter in eine Gefängniszelle gebracht, in der soeben eine Frau an asiatischer Cholera gestorben war; man sagte ihm aber nichts davon. Dagegen erhielt ein anderer zum Tode Verurteilter eine Zelle als Aufenthalt angewiesen, die vollkommen hygienisch einwandfrei war; man sagte ihm aber, hier sei die Frau an Cholera gestorben. Der Mann war so erschreckt, daß er unter allen Anzeichen der Cholera erkrankte, während der, der wirklich ahnungslos der Gefahr ausgesetzt worden war, ganz gesund blieb.

In einem anderen Fall, der kürzlich aus Amerika berichtet wurde, wollte eine Frau aus unglücklicher Liebe Selbstmord begehen und verschaffte sich eine Menge Blausäure, die ein halbes Dutzend Menschen getötet hätte. Sie trank das Gift und starb innerhalb weniger Stunden. Eine schriftliche Mitteilung darüber ließ sie zurück. Aber bei der ärztlichen Untersuchung der Toten fand man keine Spur von den Folgen der Blausäure, und es stellte sich heraus, daß sie eine ganz harmlose Flüssigkeit in dem Glauben, es sei Blausäure, getrunken hatte.

Der Hund und die Eisenbahn.

Eine Parabel von Safed, dem Weisen.

Übertragen von Max Hayek.

Nun fuhr ich in einem Schnellzuge, den sie den Limited nannten. Und wir kamen durch eine Gegend, wo viele Farmen standen. Und der Zug sauste dahin wie der Streitwagen des Jehu.

Und da gab es eine Farm, die unweit vom Gleise stand, etwa zweihundert Meter seitlich. Und in der Farm wohnte ein Farmer. Und der Farmer hatte einen Hund. Und wenn der Zug sich näherte, dann rannte der Hund aus der Farm, dem Zug entgegen. Und er rannte sehr schnell und bellte grimmig. Und ich wunderte mich, wie denn der Hund so schnell laufen und dabei noch so grimmig bellen könne. Aber mit all dem Gebelle vermochte er den Lärm des Zuges nicht zu übertönen, noch vermochte er mit all seinem Gerenne den Zug zu überholen.

Und der Weg, den der Hund nahm, lief in einer großen, parabolischen Kurve. Denn der Hund rannte aus der Farm, noch ehe der Zug sie erreicht hatte, und so stand er ostwärts dem Zuge entgegen, der westwärts fuhr. Und da der Zug nicht hielt, rannte der Hund südwärts und wenn der Zug nun ohne Stocken vorübersauste, dann nahm der Hund die Kurve nach Südwest und West. Und westlich von der Farm fiel er jedesmal in einen Graben, überkugelte sich ein paarmal, stand dann wieder auf allen Vieren, schüttelte sich, stand einen Augenblick, verfluchte den Zug und trottete heim.

Und der Zug sauste weiter.

Und einen Monat später fuhr ich die gleiche Strecke. Und siehe, der Hund tat alles genau so, wie er es das erste Mal getan hatte.

Und drei Monate später fuhr ich abermals mit dem gleichen Zuge und der gleiche Hund machte noch immer die gleichen Erfahrungen auf die gleiche Weise, aber er lernte nichts dabei.

Und ich erkannte, daß er sei, wie die Menschen, die man mit einem Stößel in einem Mörser zerstampfen und zerreiben könnte, ohne daß sie ihre Narrheit verlören.

Denn wie dieser Hund tagtäglich auf den Zug paßte und sich erhob und hinhörte und aus der Farm schoß und westlich davon in den Graben hinunterpurzelte, so gibt es Menschen, die ihren Narrheiten ständig nachjagen und aus allen ihren Purzeleien nichts lernen.

Und was würde denn der Hund mit dem Zuge getan haben, wenn er ihn erwischt hätte?

Eine Liga gegen den Kuß.

Eine Liga zur Bekämpfung des Kusses ist dieser Tage in Madrid gegründet worden. Die Gründer dieses sonderbaren Verbandes sind jedoch keineswegs lebensüberdrüssige Melancholiker, sittenstrenge Puritaner, Mönche oder Nonnen, wie man es im ersten Augenblicke vermuten würde, sondern, so absurd es auch klingen mag, junge, lebenslustige Frauen der besten Gesellschaftskreise. Allerdings richtet sich die neue Liga nicht gegen den Kuß, den Liebende auszutauschen pflegen, sondern vielmehr gegen den in Spanien noch bestehenden orientalischen Brauch, daß Frauen, wenn sie sich auf der Straße, im Theaterfoyer oder in Gesellschaft treffen, sich mit einem obligaten Kuß begrüßen. Diesen lästigen, unbequemen, mechanischen und falschen Kuß möchte die neue Liga zur Bekämpfung der „Kußplage“ abschaffen. Es waren in erster Reihe hygienische Gründe, die die Madrider Frauen zu der Überzeugung führten, daß diese eigenartige Form der Begrüßung ebenso unpraktisch wie unbequem und ungesund sei. Die hygienischen Bedenken, die gegen den veralteten Brauch ins Treffen geführt werden können, sind besonders im Süden äußerst schwerwiegend, so daß die Liga jedenfalls auf Unterstützung der ärztlichen Kreise in Spanien rechnen darf.

Es scheint aber noch ein Argument ganz anderer Natur zur Entstehung des exzentrischen Frauenverbandes nicht wenig beigetragen zu haben. Die sogenannten „guten Freundinnen“ wünschen einander bekanntlich meistens nur das Schlechteste und stehen im Innersten ihrer Herzen einander eher feindlich als freundschaftlich gegenüber. Nicht nur in Madrid, sondern überall auf Erden ist die aufrichtige Freundschaft zwischen Frauen äußerst selten. Es war daher von den Frauen Spaniens von jeher als lästiger Zwang empfunden, alle Freundinnen ohne Wahl, denen man zufällig irgendwo begegnet, abküssen zu müssen; denn das Unterlassen des Begrüßungskusses galt stets als ein schwerer Verstoß gegen die Höflichkeit.

Die Entstehung der neuen Liga bietet einem spanischen Blatt Gelegenheit, Betrachtungen über die Geschichte des Kusses anzustellen. Dem Madrider Blatt zufolge soll der Begrüßungskuß in Europa erst mit dem Christentum aufgekommen sein. Der Kuß war ein Bestandteil der kirchlichen Zeremonie und gehörte zum religiösen Kult. Dieser Kult scheint übrigens eine Erbschaft gewesen zu sein, die die Griechen an das Christentum vermacht hatten. Ein Überbleibsel des alten Brauches ist der Pantoffelkuß, mit dem die Besucher des Vatikans den Heiligen Vater begrüßen. Unter den Heiligen des alten Christentums hat der Apostel Paulus am meisten zur Verbreitung dieser Art des Kusses beigetragen, indem er in seinen Episteln allen glaubenstreuen Christen ans Herz gelegt hatte, die Glaubensgenossen mit einem Kuß zu begrüßen.

Die älteren spanischen Gesetzbücher beschäftigen sich vielfach mit dem Kuß als juridischem Problem. Den Gesetzen des 13. Jahrhunderts zufolge galt der Kuß, den ein junger Mann einem jungen Mädchen gab, als ein Heiratsantrag. Wenn dem Kuß dann keine Ehe folgte, konnte das Mädchen die Angelegenheit dem Kadi vorlegen, der den jungen Mann meist zu einer größeren Geldstrafe verhielt. Aber selbst die späteren spanischen Gesetze standen ziemlich weltfremd dem Problem des Kusses gegenüber. Der einer Dame geraubte Kuß wurde noch im Jahrhundert der Renaissance von dem spanischen Rechtsgebrauch als Vergewaltigung geahndet.

Bunte Chronik



*** Ein sonderbarer Heiliger.** Ein weißer Rabe dürfte der Sohn eines jüngst verstorbenen Farmers im amerikanischen Staat Massachusetts sein: er weigert sich, den Nachlaß seines Vaters im Wert von etwa einer Million Dollars anzunehmen, da er ererbten Reichtum für einen Fluch hält.

*

*** Deutsch — die Verhandlungssprache zwischen Russen und Engländern.** „Morning Post“ macht nach einer Mitteilung der Moskauer „Prawda“ die interessante Feststellung, daß kein einziges Mitglied der russischen Handelsmission für England der englischen Sprache mächtig ist. Da die Russen unter keinen Umständen französisch sprechen wollen, waren die Engländer genötigt, für die Verhandlungen die deutsche Sprache als amtliche Verhandlungssprache anzunehmen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.